Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 19 (1915)

Rubrik: Betrachtungen von heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einen einfachen Naturvorgang zum glücklichsten Stimmungsbilde zu verwerten weiß, wie in den Stücken "Die einsame Arve", "Der Dorfbrunnen", "Abendstimmung", "Abend im Gebirge", "Mein Baum" und ähnlichen, vor allen Dingen auch das Liedchen "Der Schmettersling", dessen Wiedergabe ich mir und unsern Lesern nicht versagen will.

Ich schaute vom Hügel am Rheine Hinaus in das Sommerland Bis fern, wo im blauen Scheine Das weiße Gebirge stand.

Groß über dem Erdengefilde Der strahlende Hinnel hing Und mitten im weiten Bilde Ein irrender Schmetterling.

Auf Flügeln immer mattern Ins graue Einerlei Sah ich den Schmetterling flattern An Hinmel und Erde vorbei.

Ich mußte mich zitternd fragen, Ob das meine Seele sei, Bon suchenden Schwingen getragen An Erde und Hinmel vorbei.

Gleich vollwertigen Zeugen ein= dringlicher Bildkraft und seelischer Ber= tiefung begegnen wir dann auch in einer stattlichen Anzahl von Dichtungen, die der Ausübung seiner Dichtkunst oder dem sehnsüchtigen Andenken an die Jugend= zeit, vor allem auch der fast wehmuts= trunkenen Erinnerung an das verlorene Mutterherz gewidmet sind, kostbaren ge= fühlsinnigen Gaben, wie etwa "An meine alte Zither", "Kind, du sollst mich nicht beneiden!", "Daich den Namen schreibe", "Beim Bittgang", "Die Paradieses-grenze", "Almsee", "Wenn die Mutter dort noch weilte!", "Standbild", "Ver-giß nicht deine alte Mutter!", "Wenn ich die liebe Zither spiele" und "Am Aller= seelentag". Und zu wiederholten Malen gibt auch die Harfe der Heimatliebe einen vollen und tiefen Klang, so in den Liedern

"Meiner Heimat Berge" und "Verklärung im Gebirge". Eine Schöpfung sinnigsintimer Betrachtung ist das Gedicht "An den Baum vor meinem Fenster" oder die innig und seierlich verklingende Weise "Ich höre oft in Nächten". Ein Erzeugnis monumentaleren Stils, wie er uns bei dem auch als Dichter mehr volkstümlich sich gebenden Bündner Pater nur selten einmal zuteil wird, ist dann die großzügig erfundene und geschaute Vision "Auf dem großen Friedhof" mit dem wuchtigen Ausklang der Schlußstrophe:

Still in meinen Sarg leg ich mich nieder; Satt an altem Haß, an alter Lust, Falt' ich meine Hände auf der Brust: Engel Gottes, schlummern laß mich wieder!

So strömt uns aus diesem Dichter= lebensbuch, das ein äußerer Anlaß aus der stillen Zurückgezogenheit der versschwiegenen Klosterzelle zum öffentlichen Leben unter die vielen feilschenden Stim= men des lärmenden literarischen Markt= getriebes wachgerufen hat, ein selten mil= der und beruhigender Hauch poetischer Offenbarungen entgegen, deren Wurzeln und Reime nicht von dieser Welt sind, deren vielgestaltige Blüten und treffliche Früchte aber doch auf dem lebenswarmen Heimatboden inniger Betrachtung und Liebe zu Natur und Menschheit gediehen sind und dort ihre irdische Gestalt, Fülle und Reife, ihren wohllautenden, fünstle= rischen Klang gewonnen haben. Es ist das Lied seiner eigenen Seele und seines ge= mütvollen Menschentums, das Maurus Carnot uns in diesen Blättern, als sein bestes Gut und Teil, gesungen und ge= schenkt hat, und die Anerkennung, die all sein poetisches Wirken verdient, wird auch dieser besonders persönlichen, Inrischen Gabe nicht vorenthalten bleiben!

Dr. Alfred Schaer, Bug.

Betrachtungen von heute.

Nachbrud berboten.

5. Gegner und Feinde.

Wer niemandes Feind ist, kann gleichswohl Feinde haben. Feindschaft ist nur eine besondere Art von Gegnerschaft, und Gegnerschaft gibt es überall; sie ist immer gegenseitig, ihre Ausartung zur Feindschaft kann auch einseitig sein.

Es gibt kaum zwei Menschen, die nicht in wenigstens einer Sache Gegner sind. Je größer seine Interessenkreis ist, desto vielfältigere Gegnerschaft muß der einz zelne sinden. Wagnerianer und Antiwagnerianer standen sich im musikliebenden Wien streitbar gegenüber, und die Gegensählichkeit vermochte Freundschaften und Familien zu verzwisten. Die Stellungnahme zur Malmode, Baumode, Kleidermode, die Beziehung zu Ritus und Staatsform bringen ebensoeiele bindende wie trennende Momente. Am tiessten greisen wohl politische Geschehnisse von menschlicher Wesenheit, und die Drensusaffäre lebt heute noch in ihren trennenden Folgen nach. Näher als politische und Geschmacksfragen stehen vielen Menschen ihre Eigeninteressen materieller Art. Und so viele Interessen, so viele Gruppen von Gegnern.

Wäre alle diese Gegnerschaft Feind= schaft, dann stünde es unerlebbar schlimm um uns, und der Begriff des Friedens wäre uns fremd geblieben. Dem ist nicht so. Selbst der Choleriker feiert 30rn= pausen. Und der Gütige, Einsichtige er= lebt eigene Feindseligkeit fast nie. Er fämpft wohl für sein Brot, seine Idee, aber er begreift, daß in der ewigen Neuwerdung andere das Fallende noch stügen, das Zukünftige schon vorbereiten wollen. Daß Idealismus nicht nur bei ihm, sondern auch im andern Lager be= steht. Er bemüht sich, seinen Gegner zu begreifen, aus Erkenntnisdrang, aus Gerechtigkeitssinn, aus strategischem Rön= nen. Er begegnet ihm ohne Hemmung, er liest seine Zeitung und seine Bücher und freut sich an der Schönheit, die sein Suchen erschließt, und erleidet häßliche Rleinlichkeit, wo immer er solche findet. Aber er steht im Nahkampf Aug in Auge und verbleibt nicht in ferner Abge= schlossenheit. Darum kann ihm auch der Gegner in einer Sache der willkommene Mitkämpfer in einer andern sein. Mit der Arbeiterpartei bekämpft er Uebergriffe des Rapitalismus, gegen sie verteidigt er Individualrechte, und mit dem Anti-X geniekt er vielleicht gemeinsam die weni= gen verständliche Musik des N.

Diese unseindliche, haßfreie Gegnersschaft, die einzig das Zusammenleben von Menschen ermöglicht, ersordert nicht nur gütiges Klugsein. Auch guter Wille und Arbeitskraft gehört dazu. Der Gegner ist stets ein interessantes, wichtiges und ernst zu nehmendes Objekt des Studiums und der Beobachtung. Mit dem "unter uns

sein" von Partei und Kastengenossen förstert man weder sich noch seine Sache.

Eine gute Schule für in modernem Sinne ritterliche Gegnerschaft bietet der Wettkampf im Sport und Spiel. Auf dem Tennisplat, im Boot, am Billard= tisch und auf dem Schachbrett kann sich manch einer unererbte Möglichkeiten an= züchten, die ihn für würdige Kampf= führung geeigneter machen. Die Er= ziehungskraft des Spiels zeigt da ihre Wertfülle. Auch das praktische Berufs= leben bringt seinen Gegensat von Ronfurrenz und vom Zusammenschluß der Ronfurrenten in gemeinsamen Berufs= fragen. Gegnerschaft und Kameradschaft zugleich aus dem gemeinverständlichsten Erreggrund materieller Interessen.

Eine Vielheit an Interessen schafft also nicht nur eine Vielheit an Gegner= schaft, sondern auch eine Vielheit an Part= nerschaft. Und das gilt auch für ganze Länder und Völker. Worauf es ankommt, das ist, Gegensätze zornlos zu erleben und der Gemeinsamkeit stets eingedenk zu blei= ben auch dann, wenn der Gegensatszu Rampf und Krieg sich steigert. Denn auch zwischen Kriegsgegnern besteht Gemein= samkeit wichtigster Art, die aus Nachbar= schaft, Sprachgemeinschaft, Handel und Wissenschaft folgert und schon im Ziele des Krieges, das stets ein möglichst unbedrohter Frieden sein wird, sich ausdrückt. Aber auch während des Krieges selbst waltet eine gegenseitige Gemeinsamkeit in der Fürsorge für Verwundete, Ge= fangene und Internierte.

Der Haßwille macht jede Gegnerschaft zur Feindschaft. Feindschaft will den Gegner schmähen und herabsehen, müht sich nicht, zu verstehen, daß auch der Gegner für Interessen eintritt, die ihm wichtig sein müssen, und wehrt sich gegen Auftlärung, die wesenstieser und auch siegbringender wäre als die strategische Auftlärung durch Flieger und Patrouille. Siegbringender oder friedenbringender.

Feindschaft ist ohne Würde. Zu den Waffen fügt sie Wortstacheln, die den künftigen Frieden erschweren und vergiften. Solche Worte ohne Adel können mehr Böses verüben, als Gutes oder Böses durch Taten verübbar ist. Die

Waffe der Sprache fordert Ueberlegensein über eigenes Empfinden, sonst wird aus der geschmeidigen Klinge eine grobe Schaufel, die im Schlamme wühlt.

Wer immer sich in seinen Worten mei=

stert, steht hoch über dem schimpfenden Rriegsvolk und dem lästernden Böbel, und wer seine Gegnerschaft nie zur Feind= schaft werden läßt, der bleibt im Kriege für den Frieden gerüstet.

6. Meine Bände

Ich wollte, meine rechte hand Gehörte Frankreich und Engelland Und daß doch bliebe die linke hand Deutschland und Wienertum anverwandt. Dann würde ich beide naherücken Und hand an hand behutsam drücken. Bis sich die Fände fest umfassen Und nicht mehr von einander lassen, Ch' alle Finger voll Vertrauen — Und dann begännen die Bande ju bauen! Felig Beran, Zurich.

Madleb.

Novelle von Carl Senn. Bafel. (Fortfetung).

Nachbruck berboten.

Madleh hatte sich hastig erhoben, als wollte es einem schnellen Einfall Folge geben. Doch ratlos sette es sich wieder. Willem mußte den Weg finden! Sie hatten so viele Jahre gewartet auf ihr Glück: wie still und bescheiden es auch wäre, sie woll= ten es dankbar und froh herbergen...Aber wenn es keines mehr für sie gäbe und ... und er dennoch käme und sie dann gleich= wohl miteinander leben sollten . . . "Rein!" Madleh keuchte es heiser, und der kalte Schweiß brach hervor. In die welken Züge seines gelben Gesichtes schlich ein leises Härmen ein, an das es sich mehr und mehr verlor. Draußen glänzte silbern der Schnee, warf den blendenden Widerschein durch das Fenster und umfloß die ectige Gestalt der alten Braut, die des Bräuti= gams wartete in kummerschwüler Sehn= sucht. Es konnte und durfte nicht sein! Was bisher gezwungenermaßen sein Lebens= zweck hatte sein müssen, das wollte Mad= Ieh um feinen Breis für den vollen Inhalt seines Daseins hinnehmen. War auch das bisher unter Verzicht auf alles, was seine jungen Jahre hätten fordern dürfen, Ge= lebte zum endlichen Abschluß gelangt, so wollte es nun doch nicht von den kom= menden Tagen aus bloß immerfort eine

Rückschau halten auf das Vollbrachte und in einer sonderlichen Leistung für sein Ent= behren und Kämpfen sich einen Ersat vorzutäuschen suchen. Nein, es brannte vielmehr, von der bösen Vergangenheit erlöst, an der Stelle nochmals zu be= ginnen, wo sein Leben in ungewöhnliche Bahnen hineingewiesen worden war. So allein war ihm ja auch nur möglich ge= worden, das zu vollbringen, was es be= gonnen, als in seiner Seele eine Hoffnung aufzudämmern anfing. Dies war an je= nem Tage gewesen, als das fremde Weib ins Haus getreten mit einem nur wenig Wochen alten Kindlein in den Armen. Um einen Platz hatte es gebeten zu kurzem Verweilen. Im Winkel, dem Fenster gegenüber hatte es sich niedergelassen, das Bündel, darein das Menschlein eingewickelt war, in den Schoß gelegt. Das sorgengefurchte Gesicht der Frau hatte blaß und schmal aus dem dunkeln Kopftuche hervorgeschaut, und zudend und bang hatten zuweilen die großen Augen den Weg über die Berghöhe ermessen. Je länger sie hingesehen, desto unruhiger war sie geworden. Wie sich's in ihrem Schoße dann geregt, hatte sie sich liebreich über das Kindlein geneigt. Lange war sie in dieser